

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 34/2 (2007)

DOI: 10.11588/fr.2007.2.51706

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

le procureur du duc de Friedland. Il le montre au milieu des conflits des années 1620 et pense qu'il aurait peut-être pu les résoudre, mais le premier généralat a fait naufrage à la diète électorale de Ratisbonne de 1630 devant l'opposition irréductible des États de l'Empire. Durant le second généralat, Wallenstein est entré en conflit avec les forces de la Contre-Réforme, que ce soit à Vienne ou à Madrid. Son dessein de réaliser ses plans malgré toutes ces oppositions fut le résultat des circonstances et ne doit pas être attribué à un plan machiavélique. Ranke prête d'ailleurs à Wallenstein l'intention de se faire attribuer la dignité électorale du Palatin, provisoirement conférée au duc de Bavière; ainsi son pouvoir dans l'Empire aurait été perennisé. En conséquence l'image d'un traître psychopathe est occultée pour faire place à un Wallenstein idéaliste qui ouvre la voie aux interprétations de Srbik et de Golo Mann.

Le travail de Holger Mannigel est le résultat d'un travail gigantesque sur les historiens allemands du XIX^e siècle. Il est impressionnant par la richesse de la documentation et par la sûreté de jugement de l'auteur. C'est un ouvrage structuré, bien écrit, dont les jugements sont équilibrés et nous ne pouvons que recommander aux lecteurs français fascinés par la figure du duc de Friedland, de se plonger dans la lecture d'un livre à la fois savant et passionnant.

Jean BÉRENGER, Paris

Philip MANSEL, *Dressed to rule. Royal and court costume from Louis XIV to Elizabeth II*, New Haven, London (Yale University Press) 2005, XVII–237 S., ISBN 0-300-10697-1, GBP 19,95.

Wann und wo soll man eine politische Geschichte der Kleidung beginnen lassen? Bei Philippe de Commines, der in seinen Memoiren vom Kampf zwischen dem erbärmlich angezogenen Ludwig XI. und den prächtig ausgestatteten Emporkömmlingen aus Burgund berichtet? Oder bei Machiavelli, der in seinen »Discorsi« erzählt, wie es Francesco Soderini mit dem Anlegen seiner bischöflichen Gewänder gelang, einen Volksaufstand in Florenz zu beruhigen? Warum nicht gleich zurück ins Alte Ägypten? Daß Kleider Leute machen, ist im deutschen Sprachraum ja spätestens seit Gottfried Keller geradezu sprichwörtlich.

Philip Mansel hat sich entschlossen, seine Geschichte der höfischen Mode mit dem Jahr 1660 anfangen zu lassen, in dem zwei barocke Könige ihren spektakulären Einzug in ihren Hauptstädten hielten: Ludwig XIV. in Paris und Karl II. in London. Er erzählt zunächst vom Aufstieg Frankreichs, dem Glanz des Sonnenkönigs und der Vorbildfunktion des Hofes von Versailles. Seinem Modediktat konnte sich Europa nicht entziehen. Doch der Kleiderluxus als Herrschaftsinstrument scheint nur in reichen und fest verankerten Monarchien zu funktionieren. Die neuen aufsteigenden Mächte demonstrierten die mit Gewalt errungene Autorität nicht nur durch ihre stehenden Heere, sondern auch durch ihre Uniform tragenden Herrscher: Karl XII., Peter der Große und Friedrich II. seien als Beispiele genannt. Während in Frankreich der zivile Charakter des Hofes den Glanz der herrschenden Klasse unterstrich, wurde andernorts der Dienst des Fürsten für den Staat in Szene gesetzt.

Kleidung sollte Identität in heterogenen Großreichen stiften, wurden diese nun von Istanbul oder Wien aus regiert. Sie konnte zugleich Ausdruck des nationalen Selbstbehauptungswillens sein wie in Polen, Ungarn und Schottland. Kleidung wollte eminent politisch sein: Während sich in England die Whigs und Tories noch einem friedlich kostümierten Wettstreit hingaben, trafen in den französischen Generalständen 1789 nicht nur Modepuppen aufeinander. Die richtige Kleidung wurde im Zeitalter der Revolution rasch zur Glaubens- und Überlebensfrage. Eine erste Beruhigung trat hier mit Napoleon ein. Ihm folgte die Restauration. Die goldüberladene Uniform des Staatsdieners – sei er Zivilist oder

Militär – wurde nun zum Maßstab, an dem sich die autoritär regierte Gesellschaft ausrichtete. Wie einst Rußland, so folgten jetzt auch andere Staaten der westlichen Militärmode, zunächst das Osmanische Reich, später dann Japan. Der schwarze Frack der liberalen Abgeordneten in der Paulskirchenversammlung blieb in Deutschland jedenfalls nur ein kurzes und erfolgloses Zwischenspiel.

Das Zeitalter des Imperialismus sollte schließlich den allgemeinen Uniformrausch auf seinen Gipfel treiben. Auch wenn die Monarchien in Frankreich, Rußland, Österreich und Deutschland längst erloschen sind, so spiegelt England mit seiner ungebrochenen Kontinuität von Königin Viktoria bis zu Elisabeth II. noch einen fernen Abglanz der damaligen Pracht wider. Eine neue Qualität stellte im 20. Jh. die Uniformierung der Massen dar, wie sie die faschistische Bewegung betrieb: Der »Tag von Potsdam« am 21. März 1933 brachte die Allianz zwischen den alten Eliten und den Nationalsozialisten sinnfällig zum Ausdruck.

Philip Mansels Buch kann jedem empfohlen werden, der seine Beobachtungsgabe trainieren und seine Sinne für die berühmten kleinen Unterschiede schärfen möchte. Zwar bietet er nichts grundlegend Neues, doch liefert er einen gut lesbaren und informativen Einstieg in ein Thema, das viel zu spannend ist, um es den Hofberichterstatlern zu überlassen. Schön wäre es allerdings gewesen, wenn der Autor seine interessante Darstellung im Rahmen der gegenwärtigen Kulturgeschichtsforschung auch theoretisch verortet hätte.

Während die britische Krone noch als letzte Bastion der Kleiderordnung standhält, haben andere Machthaber der sogenannten Dritten Welt vergeblich dem europäischen Uniformenkult nachgeeifert: sei es der Schah von Persien oder der König von Afghanistan. Doch die Geschichte geht weiter. Es ist in so fern nur folgerichtig, wenn Mansels Reise durch die Welt der Mode mit einem Foto von Ossama bin Laden vom Herbst 2001 endet, der über seiner traditionellen islamischen Kleidung eine amerikanische Kampfhose trägt.

Rainer BRÜNING, Karlsruhe

Olivier CHALINE, *Le règne de Louis XIV*, Paris (Flammarion) 2005, 808 S., zahlr. z. T. farb. Abb., ISBN 2-08-210518-0, EUR 29,00.

»Monumental« und »epochal« – zwei Etiketten, vor denen sich der Rezensent normalerweise zu hüten hat, scheinen bei vorliegendem Werk unumgänglich. Fast sechzig Jahre nach Pierre Gaxottes Pionierstudie »La France de Louis XIV« (1946), dreißig Jahre nach dessen »Louis XIV« (1974), vierzig Jahre nach der von Pierre Goubert aufgezeigten Gegenposition in »Louis XIV et vingt millions de Français« (1966), zwanzig Jahre nach François Bluche's bahnbrechendem »Louis XIV« (1986) und schließlich zehn Jahre nach der Erstauflage der bislang letzten großen biographischen Studie über den *roi soleil* aus der Feder Jean-Christian Petitfils' (Louis XIV, 1995) wagte sich Olivier Chaline, Professor an der Sorbonne, daran, ein Resumée der Regierung des großen Königs vorzulegen, also keine reine Biographie und auch keine geistesgeschichtliche Analyse im Sinne Voltaires oder Gaxottes, zu schreiben.

Wer die bereits vorliegenden Arbeiten Chalines kennt, wird es auch wenig erstaunen, das neue Werk als deren getreues Geschwister hinsichtlich der Hauptkriterien wiederzuerkennen: Seriosität, Akribie und Kenntnisreichtum, gepaart mit einem gut lesbaren Stil, allgemeinverständlicher Sprache und dem Mut zum Detail.

Aus der Fülle der sich dem Betrachter bei der Lektüre aufdrängenden Gedanken und Anregungen seien, der notwendigen Beschränkung halber, nur drei wesentliche Gesichtspunkte herausgegriffen.

Internationalität des Ansatzes: Zu Recht beklagt Chaline die bisherige nationale Zentrierung der Fragestellung, wovon man Gaxotte allerdings ausnehmen müßte. Die Bibliographie (S. 755–781), die allein herauszugeben schon ein Gewinn für Leser und Verlag wäre,